

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zu Platon, zu Xenophon und zur antiken Philosophie

Die Philosophie der Antike, hg. von Hellmut Flashar, Band 2/2: Platon. Von Michael Erler. Basel: Schwabe Verlag 2007. XII, 792 S. (Grundriss der Geschichte der Philosophie. Begründet von Friedrich Ueberweg. Völlig neu bearbeitete Ausgabe hg. von Helmut Holzhey. 2/2.) ISBN 978-3-7965-2237-6

Dieser Band ist zunächst die gewichtigste und umfassendste Bestandsaufnahme zu Platon (die Bibliographie umfasst 6.559 Titel) seit langem und wohl auch für lange, und wie bei der bewährten neuen Auflage des Ueberweg üblich, wechseln darstellende und gut lesbare Partien mit solchen ab, die zum Nachschlagen geeignet sind. Der Band ist aber auch und vor allem eine Gesamtdarstellung der Philosophie Platons und eine Würdigung des Autors, der von ihm verwendeten literarischen Formen, und der unvergleichlich wirkungsvollen Erfindung, Gedanken nicht abgeschlossen, sondern in ihrer Entstehung zu präsentieren, also eine Form gefunden zu haben, das lebendige Gespräch mit Dauer zu versehen. All das ist bekannt, und doch muss man sich immer wieder – solchermaßen auch Platons eigenen Anspruch erfüllend – mit den Texten auseinandersetzen, weil es eben keine unmittelbar anzuwendenden Lehrensätze gibt.

Der Anspruch ist umfassend, denn es wird nicht nur der Philosoph Platon, sondern auch der Autor gewürdigt, und die Darstellung beruht gleichermaßen auf philosophischen, philologischen und literarischen Fragestellungen – ein sehr dankenswertes, zugleich aber sehr schwieriges Unterfangen. E. beginnt mit einem Überblick über den „Stand der Platonforschung“ (§ 1), nimmt seinen Ausgang von Schleiermacher und führt die wesentlichen Interpretations- und Auslegungsimpulse bis zur International Plato Society, deren Internet-Zeitschrift ‚Plato‘ den jeweils aktuellen Stand der Interpretation dokumentiert. Schon im nächsten Abschnitt, „Die Schriften Platons“ (§ 2) ist die das ganze Werk durchziehende, auch durch den Druck gekennzeichnete Teilung in Information („Überlieferung und Chronologie“) und Interpretation („Sprache und Stil“) durchgeführt. Es folgt eine Zusammenstellung und Auswertung der Zeugnisse zur Biographie, zur Akademiegründung und zu den drei Sizilienreisen („Das Leben Platons“, § 3). Das zentrale Kapitel zur literarischen Beurteilung („Platon als Autor“, § 4) enthält eine Darstellung der Elemente, die den Schriftsteller Platon ausmachen: der Dialog als Literaturform und die *Logoi Sokratikoi*, („Sokratesdichtung“ nach dem bekannten Wort von Olof Gigon), Form und Gedankenführung der Dialoge, Einteilung nach literarischen Gesichtspunkten, Platon und seine Mythen, Schriftkritik. Im Zentrum steht dann auch die umfassende, detaillierte Einzeldarstellung der Schriften Platons von der Apologie bis zu den Epigrammen (Dialoge, unechte Dialoge, Appendix Platonica: „Die Werke Platons“, § 5), mit genauen Angaben zum Inhalt, zur Gesprächsführung und zu allen anderen Aspekten der Einzelschriften, ergänzt durch eine detaillierte Analyse der Sekundärliteratur. Die philosophische Interpreta-

tion der Schriften Platons ist zusammengefasst im Kapitel „Die Lehre Platons“ (§ 6) mit Abschnitten zur Technik des Dialogs und der literarischen Darstellungsformen Platons („Wege zur Erkenntnis“), zur Seelenlehre, zur Ontologie, zur Prinzipienlehre (mit einer umfassenden Stellungnahme zur „Ungeschriebenen Lehre“, 406–429), zur Ethik, Physik, Kosmologie, Theologie, Sprachphilosophie, Geschichtsphilosophie, Poetik, Rhetorik, Musik, Mathematik, Medizin u. a. Ein abschließendes Kapitel „Die Nachwirkung Platons“ (§ 7) skizziert das Wirken Platons und die Beschäftigung mit seinem Werk bis ins 20. Jh. Das letzte Drittel des Bandes bildet die umfassende Bibliographie, in der nicht nur Titel aufgezählt, sondern zumeist auch knappe Inhaltshinweise beigegeben sind.

E. fasst zu Beginn seinen Zugang zu Platon und zu einer neuen Gesamtdarstellung Platons so zusammen: „Offenbar fühlen sich auch heutige Leser von einem Autor angesprochen, der die Athener in Zeiten grosser Umbrüche mit Fragen konfrontierte, die auch in der von Globalisierung und Werterelativismus geprägten Gegenwart nachdenkenswert scheinen. Platons Fähigkeit, philosophisch und literarisch Tradition und Innovation zu verbinden, sein Optimismus, hinter der oftmals verwirrenden Vielheit der Erscheinungen eine sinnstiftende Einheit nachweisen zu wollen, und seine Überzeugung, auf diese Weise den Menschen einen Weg auch zur Eudaimonie weisen zu können, beeindruckt auch denjenigen, der nicht jedem Lösungsvorschlag Platons folgen will.“ (IX).

Man hat einst das mit großem persönlichen Engagement dem Künstler und dem griechischen Intellektuellen Platon gewidmete Werk von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff heftig kritisiert. Auch E. schreibt mit persönlichem Engagement, das freilich gelegentlich verdeckt bleiben muss durch die Vorgaben der Überblicksdarstellung in einem Handbuch, die umfassende Informationen über den wissenschaftlichen Zugang zu Platon fordern und den Lesefluss gelegentlich hemmen. Aber das Ergebnis ist eine Kombination von umfassender Sachinformation und Hinweisen für einen Zugang zu großer Literatur. *Herbert Bannert*

Arbogast Schmitt, Die Moderne und Platon. Zwei Grundformen europäischer Rationalität. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler 2008. XIV + vii, 596 S. ISBN 978-3-476-02245-5

Am Anfang steht das Postulat einer These: Die Moderne, besonders das von der Renaissance ausgehende Denken, sieht im antiken Denken etwas Ursprüngliches, Einfaches, und dies ist die Basis für die Sehnsucht nach dem vermeintlich ‚Unverfälschten‘ des Altertums. Doch die Renaissance ist nicht die Wiedergeburt der Antike schlechthin, sondern die Wiederbelebung der hellenistischen Antike, eine Hinwendung zu den empirisch ausgerichteten und praktische Lebensphilosophie vermittelnden Schulen des Hellenismus, und auch das Platonbild ist solcherart verzerrt. „In der Stoa, im Epikureismus und in der Skepsis glaubte man die wahre Antike gefunden zu haben, der neuplatonisch geprägte Aristotelismus des Mittelalters schien nichts als eine Verfremdung dieser wahren Antike zu sein.“ (iii; 66). Es gilt also, zu Platon selbst zu gehen und zu sehen, was die Moderne aus Platon gewonnen hat und gewinnen kann (daher die Reihenfolge der Begriffe im Titel).

Das Buch ist in allen Abschnitten grundlegend und weiterführend zugleich, es ist der seit langem erste Versuch, die Genese des abendländischen Denkens, ja der Allgemeinbildung unserer Zeit aufzuzeigen. Es geht um Philosophie, es geht um Bildung, es geht um Vorurteile, es geht darum, wie das Weltbild der Moderne geworden und sich von früheren Epochen abgesetzt hat. Die Darstellung ist umfassend, eine fundierte Geistes- und Ideengeschichte, und kann für das Verständnis des abendländischen Denkens als grundlegend gelten. Das Buch hat seit seinem ersten Erscheinen (2003) Diskussionen in Gang gebracht und vieles bewusst

gemacht, das zwischen Philologie, Geschichte und Philosophie allmählich verloren gegangen zu sein schien. Es liegt nach kurzer Zeit in einer erweiterten Auflage vor, und Sch. hat in einer neuen Zusammenfassung noch einmal die Hauptlinien seiner Argumentation zusammengestellt („Zwei Grundformen europäischer Rationalität – Versuch eines Vergleichs“, 524 – 552) – dieser Abschnitt kann als Einführung in die Philosophie überhaupt gelesen werden. – Wichtige Rezensionen der ersten Auflage: Rüdiger Bubner, *Gnomon* 76 (2004), 19–23; Jens Halfwassen, *Philosophische Rundschau* 52 (2005), 72–77; Maria-Christine Leitgeb, *WSt.* 118 (2005), 245/246. *Herbert Bannert*

Bettina Fröhlich, *Die sokratische Frage. Platons Laches*, Berlin: LIT Verlag Dr. W. Hopf 2007. 279 S. (Philosophie. 68.) ISBN 978-3-8258-0185-4

Die Verf. geht von der Frage aus, welchen Wissensstatus man dem Sokrates der aporetischen Dialoge, in denen er andere ihres Nichtwissens überführt, zuschreiben soll. Sie zeigt die Aporien zweier gängiger Lösungsansätze auf, nämlich desjenigen, dass Sokrates' Rede vom Nichtwissen ironisch zu verstehen sei, und desjenigen, dass Sokrates keinen Wissensvorsprung vor seinen Gesprächspartnern besitze. Gegenüber diesen Ansätzen will F. die „Methode der kognitiven Reproduktion“ präsentieren, welche jeweils durch ein „Eindenken“ in den Argumentationsgang eines Dialogs den Nachvollzug der sokratischen Dialektik ermöglichen soll (20f.). F. betont die Notwendigkeit, dass die Interpreten der Texte Platons die Distanz, in welcher ein äußerlicher Beobachter zum Geschriebenen steht, verlassen und sich selbst von der Argumentation der Texte prüfen lassen müssen. Dieses Einlassen will F. anhand des *Laches* genauer zeigen und davon allgemeine Rückschlüsse auf das sokratische Fragen ziehen. Der erste Hauptteil des Bandes besteht demgemäß aus einer ausführlichen Nachzeichnung des Gesprächsganges des Dialogs, die mehrere bedenkenswerte Beobachtungen liefert, jedoch nicht als Zeilenkommentar im klassischen Sinn zu verstehen ist. Beachtenswert etwa ist die Abhebung des Gesprächsverhaltens des Nikias, der sich von seinen intellektualistischen Vorurteilen hinsichtlich der Tapferkeit leiten lasse, von dem sachbezogenen Diskutieren des Sokrates (v. a. 103–105). F. wertet hier Nikias' Rolle im Dialog deutlich anders als die Mehrzahl der Interpreten des Dialogs. Der zweite Teil des Buches ist einer Besprechung der modernen deutschsprachigen Literatur zum *Laches* gewidmet. Bei der Gegenüberstellung verschiedener Interpretationsrichtungen (wie denen von Bonitz und von Arnim gegen diejenigen von Pohlenz und Susemihl) und bei der Auseinandersetzung mit ihnen zeigt F. immer wieder die Probleme herkömmlicher Deutungen auf, die durch den von der Verf. propagierten Ansatz des Nachvollzuges teilweise vermieden werden könnten. Interessant sind die ausführlichen Referate von Platoninterpreten, die heute weniger rezipiert werden (wie etwa Hildebrandt), und durchaus diskussionswürdig erscheinen die Überlegungen zur Entwicklung der *Laches*-deutung im 19. und frühen 20. Jh. (von einer intellektualistischen zu einer antiintellektualistischen) mit der Erkenntnisbewegung im *Laches* selbst. Sehr anregend für eine erneute Beschäftigung mit dem Dialog erscheint auch die Infragestellung von Grundvoraussetzungen der Interpretation, die auch von Forschern geteilt worden seien, die entgegengesetzte Auslegungen des *Laches* vorgebracht haben, wie beispielsweise der Annahme, dass es in diesem Dialog um eine Wesensbestimmung der Tapferkeit gehe und die Definition der Tugend insgesamt das Ziel des sokratischen Fragens sei (133).

Alfred Dunshirn

Platon, Kritias. Übersetzung und Kommentar von Heinz-Günther Nesselrath. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006. 496 S. (Platon, Werke. Übersetzung und Kommentar. VIII, 4. Kritias.) ISBN 3-525-30431-5

Der neue Band aus der von E. Heitsch und W. Müller herausgegebenen Platon-Reihe erfüllt zweifellos die hohen Erwartungen, die an ein solches Unterfangen herangetragen werden. So folgt etwa die Übersetzung (11–28) weitgehend dem Duktus des mitunter doch sehr schwierigen Originaltexts, und außerdem gelingt es N., die Sprache Platons in einer adäquaten und gut lesbaren Weise wiederzugeben. Dies begründet sich aus der streng philologischen Zugangsweise des Autors, der in seinem Kommentar (75–450) ausführlich auf Fragen des Textverständnisses und der Textkonstitution eingeht. Diese Zugangsweise ist mehr als berechtigt, da zum einen ein philologischer Kommentar zum Kritias bislang ein Desiderat war, zum anderen aber die sprachliche Genauigkeit die Basis für die durchwegs einleuchtende Interpretation bildet. In enger Zusammenschau mit dem Atlantis-Logos aus dem platonischen Timaios geht N. den vielen offenen Fragen nach, die der Kritias-Dialog bis heute aufwirft. Was hat Platon etwa dazu bewogen, den Kritias mitten in einem Erzählabschnitt (121c) abzubrechen? Der Autor macht plausibel, dass Platon den Dialog nicht fertigstellen wollte, weil „sich ihm der Stoff unversehens in eine Richtung entwickelt hatte, die ihn von der ursprünglichen Darstellungsabsicht, wie sie im Anfangsteil des Timaios zu fassen ist, sehr weit und vielleicht allzu weit zu entfernen drohte.“ (40f.). Anstelle der Forderung dort (Tim. 19c2–8), jenen Idealstaat (Athen) durch einen erfolgreichen Krieg gegen einen scheinbar übermächtigen Gegner (Atlantis) zu bestätigen, verlagert sich im Kritias das Gewicht nun auf den Gegner selbst: Ihn gilt es mit einem Mal vor seiner moralischen Deprivation zu retten, der Idealstaat fungiert nur noch als Mittel zum Zweck. Und worin liegt nun der Wahrheitsgehalt der Atlantis-Erzählung, worin der Wahrheitsgehalt des platonischen Mythos an sich? Wohl nicht im Faktischen! („Auf keinen Fall ging es Platon darum, eine ‚wirklich‘ vergessene Historie wieder auszugraben oder gar die Erinnerung an ein verschwundenes riesiges Inselreich zu bewahren, auch wenn der Kritias zusammen mit seinem Vorspann im Timaios gerade in der Neuzeit bis heute immer wieder in diese Richtung auszuwerten versucht worden ist.“ 33.) Man könnte vielleicht sagen, dass der Krieg, den Platon hier beschreibt – oder dann eben nicht mehr beschreibt: der Kritias bricht an der Stelle ab –, gewissermaßen ein ewiger Krieg ist zwischen zwei verschiedenen Kultur- und Staatsgestalten. Der Krieg zwischen Athen und Atlantis ist so ein ewiger, mythischer, und gerade dahin ging wohl auch die Intention Platons. Es hätte wohl kaum ein anderer als N., der sich seit langem intensiv mit dem Thema beschäftigt (vgl. H.-G. Nesselrath, Platon und die Erfindung von Atlantis, Leipzig-München 2002), gefunden werden können, um die Rätsel, die das sagenhafte Atlantis bis heute aufwirft, zu lösen.

Maria-Christine Leitgeb

Rainer Knab, Platons Siebter Brief. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2006. VII, 337 S. (Spudasmata. 110.) ISBN 3-487-13168-4 ISSN 0548-9705

Eduard Zeller (1889), Constantin Ritter (1910), Ernst Howald (1923), Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf (1919), Franz Dornseiff (1939), Hans-Georg Gadamer (1964), Ludwig Edelstein (1966), Friedrich Solmsen (1969), Michael Erler (2006), und, als entschiedene Gegenpositionen, Gerhard Müller (1949) gegen, und Kurt von Fritz (1968) für die Echtheit: diese und viele andere Autoren haben sich mit den Problemen des 7. Briefes befasst, ohne entscheidende Argumente zu finden, sodass Giovanni Reale (1993) die Echtheit des Textes

als *communis opinio* bezeichnen konnte (den Philosophenexkurs erläutert jetzt auch Maria Liatsi, *Die semiotische Erkenntnistheorie Platons im Siebten Brief. Eine Einführung in den sogenannten philosophischen Exkurs*, München 2008 [Zetemata. 131.]). Man hat den Brief zwei- und dreigeteilt, als An- und Antwortschreiben bezeichnet, Lücken angenommen oder Interpolationen gestrichen; und dann ist die Diskussion – da die Mittel der Beweisführung erschöpft schienen – zur Ruhe gekommen. Auch K. gibt keine Stellungnahme ab, erarbeitet aber seine Beobachtungen und Anmerkungen in diesem ausgezeichneten Kommentar mit der Einstellung, dass die Zuweisung an einen Fälscher jedenfalls nicht hinlänglich beweisbar ist.

Die Arbeit, eine von Konrad Gaiser angeregte, unter der Anleitung von Thomas A. Szlezák 2005 in Tübingen abgeschlossene Dissertation, stellt alle Informationen zusammen, die zum Text und zu dessen Hintergrund wichtig sind. K. sammelt und wertet in erster Linie die Informationen, die sich aus dem Text selbst ergeben. Ein bemerkenswertes Detail (19 und 50): wie in der *Politeia* der Philosophen-König-Satz in der Mitte des großen Ganzen steht, so steht auch im 7. Brief der philosophische Exkurs im Zentrum des (kleineren) Ganzen, und dies ist es aber auch, das dem Ganzen den Charakter eines Sendschreibens, eines Lehrbriefes gibt (vgl. die schulmäßige Zusammenstellung der Leitbegriffe *ὄνομα, λόγος, εἶδωλον, ἐπιστήμη* in 342b!). Mit dem Hinweis auf das selbstherrliche Verfassen einer Schrift durch Dionysios (mit klarem Plagiatsvorwurf!), die bloß die Aussagen Platons aus einem einzigen Gespräch wiedergibt, ist zugleich auch die Warnung vor unverstandener, ja missbräuchlicher Verwendung platonischen Gedankengutes ausgesprochen. Kurz, man kann wohl den Eindruck haben, dass in einem Text, der eine konkrete historische Situation voraussetzt, einige Grundregeln der Platonischen Diskussionsweise als Vorschriften formuliert sind. Dies kann, zum Gebrauch in der Schule, ein Mitglied der Akademie getan haben – oder eben Platon selbst.

Herbert Bannert

Hermeneutik und Geschichte der Philosophie. Festschrift für Hans Krämer zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Dagmar Mirbach. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2009. VIII, 135 S. (Spudasmata. 127.) ISBN 978-3-487-14283-8 ISSN 0548-9705

Der Band dokumentiert ein zu Ehren von Hans Krämer auf Schloss Hohentübingen veranstaltetes Symposium, dessen Thema Diskussionen zu Krämers Buch: *Kritik der Hermeneutik. Interpretationsphilosophie und Realismus*, München 2007, war, das aber letztlich zu einer Standortbestimmung der heutigen Platonforschung wurde, deren andauernd aktuelle Phase Krämer seinerzeit selbst eingeleitet hat. In diesem Sinne sind auch die Beiträge zu lesen: Ulrich Köpf, *Aus den Anfängen des ‚Tübinger Platon‘. Rückblick eines früheren Krämer-Schülers*; Thomas A. Szlezák, *Hans Krämers Platonbild als die entscheidende Wende in der Platonhermeneutik des 20. Jahrhunderts*; Jens Halfwassen, *Ist die Tübinger Schule der Platonismus unserer Tage?*; Michael Erler, *Platonismus und Hellenismus*; Johannes Brachtendorf, *Die Entplatonisierung der Ethik bei Augustinus und ihre Folgen für die Neuzeit*; Eilert Herms, *Hans Krämers Kritik der Hermeneutik*; Klaus Oehler, *Pragmatismus versus Hermeneutik*; und schließlich Hans Krämer selbst, der seinen Dank mit einer eigenen Stellungnahme zum Ausdruck bringt: *Neue Beiträge zur gegenwärtigen Hermeneutik-Debatte*.

Herbert Bannert

Die christlich-philosophischen Diskurse der Spätantike: Texte, Personen, Institutionen. Akten der Tagung vom 22. – 25. Februar 2006 am Zentrum für Antike und Moderne der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Herausgegeben von Therese F u h r e r. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008. 438 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl und Gertrud Abel-Stiftung. 28.) ISBN 978-3-515-09083-4

Der Band versucht, einen interessanten Aspekt zur Erklärung der geistigen Situation des 4. und 5. Jh. n. Chr. zu nützen: welche Institutionen, welche politischen und kirchlichen Intentionen spielten zusammen, um Weltanschauungen, philosophische Positionen und Gedankensysteme zu beeinflussen oder auch erst auszubilden, die dann im Folgenden, bis ins Mittelalter, ja sogar bis in die Neuzeit entscheidend sein sollten? Oder anders gesagt: welche Persönlichkeiten, welche Institutionen und welche äußeren Ereignisse spielten zusammen, um das geistige und kulturelle Leben zu formen? Seit einiger Zeit gilt ja das Zeitalter der späteren und späten Antike nicht mehr als eine Übergangszeit, bestenfalls eine solche, in der sich der Untergang des antiken Denkens spiegelt, sondern als eigenständige, wichtige und einflussreiche Zeit, in der trotz widriger Umstände – wann hat es die eigentlich nicht gegeben? – eine sehr eigenständige Geistigkeit sich aus den Errungenschaften der Alten in Philosophie und Religion bilden konnte.

Die Verf. versuchen, die im Rahmen des durch den Titel gekennzeichneten Spannungsdreiecks – Texte, Personen, Institutionen – wirkenden Kräfte zu beschreiben, und es zeigt sich, dass der Einfluss einzelner Personen auffällig hervortritt, ganz gleich, in welchem der Bereiche sie tätig waren. Die aufschlussreichen Titel der Einzelbeiträge zeigen auch deutlich die Linie der Darstellung: Stefan R e b e n i c h, Freund und Feind bei Augustin und in der christlichen Spätantike; Hartmut L e p p i n, Zum politischen Denken des Ambrosius: Das Kaisertum als pastorales Problem; Sabine F ö l l i n g e r, Der Trick des Krebses: Ambrosius und die pagane Biologie; Therese F u h r e r, Augustin in Mailand; Stefan F a l l e r, Lebensgeschichtliche Anhaltspunkte in Augustins *Contra Academicos*; Karla P o l l m a n n, Exegese ohne Grenzen – Augustins Genesisauslegungen im Kontext; Johannes v a n O o r t, Heeding and hiding their particular knowledge? An analysis of Augustine's dispute with Fortunatus; Christoph H o r n, Augustinus über politische Ethik und legitime Staatsgewalt; Eva-Maria K u h n, Justice applied by the episcopal arbitrator: Augustine and the implementation of divine justice; Hanns Christof B r e n n e c k e, Augustin und der ‚Arianismus‘; Michael E r l e r, Die helfende Hand Gottes. Augustins Gnadenlehre im Kontext des kaiserzeitlichen Platonismus; Volker H. D r e c o l l, Innerkirchlicher Diskurs und Meinungsführerschaft – Augustins Gnadenlehre in synodalen Texten aus dem Pelagianischen Streit; Winrich L ö h r, Augustin, Pelagius und der Streit um die christliche Lebensform; Mathijs L a m b e r i g t s, The philosophical and theological background of Julian of Aelclanum's concept of concupiscence; Johannes B r a c h t e n d o r f, Augustinus und der philosophische Weisheitsbegriff; Dorothee E l m v o n d e r O s t e n, „*Perpetua Felicitas*“: Die Predigten des Augustinus zur *Passio Perpetuae et Felicitatis* (s. 280–282); Christian T o r n a u, Die Heiden des Augustinus. Das Porträt des paganen Gebildeten in *De civitate Dei* und in den *Saturnalien* des Macrobius; Petra S c h i e r l, Paulinus von Nola: Poetische Reflexionen über das Wesen Christi; Henriette H a r i c h - S c h w a r z b a u e r, Dokumentation, Historisierung, gelehrte Andeutung und spielerische Enthaltung. Zur literarischen Repräsentation philosophischer Diskurse bei Claudius Claudianus; Sigrid M r a t s c h e k, Identitätsstiftung aus der Vergangenheit: Zum Diskurs über die trajanische Bildungskultur im Kreis des Sidonius Apollinaris; Konrad V ö s s i n g, Augustinus und Martianus Capella – ein Diskurs im spätantiken Karthago?

Nicht ganz überraschend, dennoch bemerkenswert ist das Ausmaß der Präsenz des Augustinus – auch aus der Sicht der Institutionen also zeigt sich, wie prägend sein Denken für die Spätantike gewesen ist.

Der Band ist ausgezeichnet zusammengestellt, die einzelnen Beiträge sind substantiell und gut dokumentiert. Es ergibt sich ein Gesamtbild der geistigen Situation der Zeit, in dem sich die Ansätze der weiteren Entwicklung erkennen lassen.

Herbert Bannert

Christian Mueller-Goldingen, Xenophon. Philosophie und Geschichte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. VII, 135 S. ISBN 978-3-534-20485-4

Xenophon als Philosophen behandelt zu sehen, mag überraschen, doch der Zusatz im Untertitel kennzeichnet die Absicht des Verf.: Xenophon kann für die Philosophiegeschichte in Anspruch genommen werden, er hat die Gestalt des Sokrates beschrieben und – wenn auch vielfach aus zweiter Hand – ein weniger interpretiertes Bild des Mannes gezeichnet, als Platon es tat. (Aus Gründen der Wissenschaftsgeschichte sollte in diesem Zusammenhang doch auf das noch immer grundlegende Werk von Karl Joël, *Der echte und der xenophontische Sokrates*, 2 Bde., Berlin 1893 – 1901, hingewiesen werden!) Und die philosophischen Fragen, mit denen Xenophon sich beschäftigt hat, sind auch solche einer sehr praktischen Philosophie: Fragen der Macht, der Ausübung und Beherrschung von Macht (Oikonomikos, Hieron), Fragen der Frömmigkeit, der Religiosität, der Theologie ebenso wie naturphilosophische Probleme (in den *Apomnemonemata*), schließlich, gespiegelt in der Beschreibung eines idealen Lebens, verschiedene philosophische Ansätze in der *Kyropädie*; diese kann – als mitgedachte Beschreibung eines idealen Staates, nicht als Utopie – zu Platons *Politeia* gestellt werden. Die Beschränkung auf diese beiden Werke ist verständlich; es hätten sich aber, einmal aufmerksam gemacht, auch in den anderen Sokratika des Xenophon (*Symposion*, *Apologie*) Hinweise gefunden, die das Bild vervollständigen können, wenn man sich freilich generell auch fragen muss, was eigentlich mit dem Begriff ‚Philosophie‘ bei Xenophon gemeint ist und ob er nicht nur in heutigem Verständnis als ‚unphilosophisch‘, bestenfalls als Philosophiehistoriker, gar, wie man auch gesagt hat, als ‚Journalist‘ gelten kann. Xenophon war Erzieher; er wollte verbreiten, aufbereiten, bilden, und in diesem Sinn sollte man ihn nicht mit unpassendem Maßstab messen wollen.

Ausführlicher behandelt M. *Elemente der Naturphilosophie bei Xenophon*, vor allem das Wirken des Anaxagoras in Athen (*Apomn.* 4, 7), und das Gespräch zwischen Sokrates und dem jüngeren Perikles (*Apomn.* 3, 5), gewiss eines der für beide Persönlichkeiten interessantesten Stücke. Doch den einzelnen, knappen, aber treffenden Interpretationen fehlt die Textbasis: M. hätte für die doch recht kurzen Abschnitte, die er bespricht, den Text oder wenigstens eine Übersetzung begeben können! Zwei Abschnitte über die Wirkung Xenophons beschließen den Band: „Xenophon in der Römischen Republik und Kaiserzeit“ und „Xenophon heute“.

Das Ganze macht einen etwas unfertigen Eindruck, als wären es Vorlesungsmitschriften. Als Einführung in das Denken Xenophons und als Beschreibung der geistigen Situation im Athen des ausgehenden 5. Jh. v. Chr., als Sokrates seinen Kreis mit Diskussionen beschäftigte, liest es sich gut. – Der Band ersetzt nicht, aber er ergänzt das Buch von Rainer Nickel, *Xenophon*, Darmstadt 1979.

Herbert Bannert

Zu Cicero

Le Filippiche di Cicerone. Edizione critica a cura di Giuseppina Magnaldi. Alessandria: Edizioni dell'Orso 2008. LXV, 275 S. (Minima Philologica. Collana di edizioni critiche e commenti. Serie latina. 5.) ISBN 978-88-6274-054-8

Die Philippicae-Forschung hatte in den letzten zehn Jahren neben Gesamtausgaben (S. Helles 1999 und M. J. Muñoz Jiménez 2006) als wichtigste Neuzugänge in der Hauptsache Kommentare zu verzeichnen: Nachdem C. Novielli zur 13. (2001), J. T. Ramsey zur 1. und 2. (2003), C. Monteleone zur 3. (2003) und 4. (2005), R. Christofoli zur 2. (2004) und zuletzt G. Manuwald (2007) mit ihrem großen Werk zur 3. bis 9. Philippica aufklärende Beiträge geleistet haben, legt nun die Turiner Altphilologin M. eine textkritische Edition vor. M. hat eine kritische Ausgabe von Galens *Περὶ ψυχῆς παθῶν καὶ ἀμαρτημάτων* (1999) erarbeitet, darüber hinaus weisen sie eine Monographie zur Untersuchung von Codices der 1. Philippischen Rede (Parola d'autore, parola di copista: usi correttivi ed esercizi di scuola nei codici di Cic. Phil. 1.1–13.10, Alessandria 2004) sowie einige Aufsätze zu dieser Thematik (z. B. *Lezioni genuine e glosse nelle Filippiche di Cicerone*, Lexis 20, 2002, 61–78) als Kennerin der Philippicae aus. Die Edition bündelt gewissermaßen diese Erfahrungen.

In einer Einführung in italienischer Sprache (die aufgrund der in der Natur der Sache liegenden Beschränkung auf editionstechnische Begriffe und einer entsprechenden systematischen Übersichtlichkeit auch für den Nichtkenner dieser Sprache zu bewältigen ist) bespricht M. die Manuskripte von ihrer frühesten Phase im Mittelalter bis hin zu deren Rolle in den Editionen der Neuzeit: Dabei sind neben den Ausgaben von A. Boulanger und P. Wuilleumier (1959), von P. Wuilleumier (1960) und von D. R. Shackleton Bailey (1986) vor allem A. C. Clarks Oxfordedition ([?]1918) sowie P. Fedelis Teubnerausgabe (1982 bzw. [?]1986) zu nennen, auf die sich M.s Text stützt. Es werden wichtige Textstellen mit nachvollziehbaren Kollationen, Fehlern und Ver(schlimm)besserungen von den Codices hin zu den Editionen aufgeführt und erklärt. Im Anschluss daran folgt eine sehr ausführliche Bibliographie, die eine annähernde Vollständigkeit auf dem Gebiet der Philippicae-Textkritik zu gewährleisten scheint. Der Sinn der Positionierung zwischen Einführung und Text, bei Editionen oftmals üblich, ist zwar erkennbar, da der *Conspectus Librorum* so als Abschluss der Einführung fungiert und diese vor dem eigentlichen Text gewissermaßen abrundet, andererseits lässt sich überlegen, ob der Schluss der Schrift nicht die geeignetere, weil grundsätzlich gewohntere Stelle für ein solches Verzeichnis ist. Bei der Anordnung der Bibliographie erweist es sich als sehr gut, dass die wichtigsten Handschriften, Editionen und Kommentare chronologisch angeordnet sind, wodurch die historische Entwicklung des Textes sowie der Forschung am Text ersichtlich wird. Ein Codex-Stemma, das man bei den Ausgaben Clarks und Fedelis vergeblich sucht, verdeutlicht neben einem sehr gründlichen *Conspectus Siglorum* abschließend die Textgenese. – Der Text selbst enthält neben dem schon in Fedelis Edition vorzufindenden Similienapparat einen sehr ausführlichen textkritischen Apparat, der die in der Einführung benannten Änderungen aufgreift und neue, unbekannte Lesarten aufführt (und im Layout angenehmer als die älteren Ausgaben ist). Leider wurde für den Text kein Zeilenraster vor- und damit im Apparat von einer Orientierung in selbigem abgesehen, was die Wortsuche bisweilen leicht erschweren kann.

Man kann und muss die Schrift als sehr gelungen bezeichnen: M.s. textkritische Edition besticht durch ein hohes Maß an philologischer Handwerksqualität und übertrifft ihre (immer noch brauchbaren) Vorgänger durch Ausführlichkeit und neue (sinnvolle) Ergebnisse.

Thomas Lemmens

Magnus Schallenberg, Freiheit und Determinismus. Ein philosophischer Kommentar zu Ciceros Schrift *De fato*. Berlin-New York: de Gruyter 2008. XIII, 369 S. (Quellen und Studien zur Philosophie. 75.) ISBN 978-3-11-018940-7 ISSN 0344-8142

Magnus Schallenberg stellt sich in seiner überarbeiteten Dissertation aus dem Jahr 2004 die wichtige und anspruchsvolle Aufgabe, Ciceros philosophische Schrift über das Schicksal zu kommentieren. Ein Blick auf die bisherige Forschung lässt erahnen, welche große Lücke diese Arbeit schließt: Bis auf K. Bayers Tusculum-Ausgabe von 1963, die neben dem Text mit Übersetzung und einem recht ausführlichen Kapitel zur Textüberlieferung einen Kommentar mit zwar hilfreichen, bisweilen aber zu kargen Ausführungen bietet, einen Kommentar von D.P. Marwede von 1984 sowie eine lateinisch-englische Ausgabe von R.W. Sharples aus dem Jahre 1991 ist bzw. war die Lage prekär. Zwar geben beispielsweise die zahlreichen Aufsätze H. Weidemanns, der laut Sch. selbst eine neue *De fato*-Ausgabe vorbereitet, einige wertvolle Hilfen, doch fehlte zu diesem Text ein Gesamtkommentar. Die Gründe für die spärliche Beschäftigung findet man zum einen in der schlechten Überlieferungslage, zum anderen im schwierigen Charakter der Schicksalsproblematik, dieser *obscura quaestio*, wie Cicero sie zu Beginn (1, 1) seines Werks selbst nennt: Die Rolle, die Macht der *εἰμαρμένη* stellen sich nicht nur in Ciceros Schriften – schon in *De natura deorum* sowie in *De divinatione* kommt das *fatum* zur Geltung – sondern z. B. auch in Senecas philosophischen Werken als oft kompliziert und wechselhaft, teils auf den ersten Blick paradox heraus (z. B. der Sieg über das Schicksal durch die Unterwerfung unter dieses).

Der Diffizilität des Sujets eingedenk bereitet Sch. den Leser in mehreren Schritten auf den eigentlichen Text vor: Nach den Definitionen der beiden Determinismusbegriffe (kausal und logisch), die für das weitere Verständnis existenziell notwendig sind, werden die Etymologie des Kernbegriffs *fatum* sowie moderne Termini erläutert, mit denen im Laufe des Kommentars laufend operiert wird. Eine Rekapitulation der unterschiedlichen philosophischen Lehrmeinungen (Diodor als Vertreter der Dialektik, Chrysipp und Poseidonios als Repräsentanten der alten bzw. mittleren Stoa, Epikur und – für die neue Akademie – Carneades) verdeutlicht die verschiedenen Prägungen des Schicksalsbegriffs, der in hellenistischer Zeit eine lange und intensive Hochkonjunkturphase zu verzeichnen hat.

In zusätzlichen Vorbemerkungen lässt Sch. auch die historisch-politische Situation der Schrift und des Autors nicht zu kurz kommen: Der wahrscheinliche Grund für die Wahl des einst von Cicero verspotteten und persönlich nicht gemochten Caesar-Schützlings Hirtius als Gesprächspartners, die verzweifelte Suche neuer Leute zur Stärkung der Front gegen Marcus Antonius, wird anhand von Ciceros Äußerungen in dessen Briefen überzeugend dargelegt. Der zeitliche Hintergrund, die wirre Ungewissheit nach der Caesar-Ermordung, wird dabei wie die Datierung der Schrift fundiert und sachgerecht besprochen. Auch auf die bekanntermaßen schlechte Überlieferungslage, die unklaren Verhältnisse der Handschriften untereinander, und die sechs (sieben) zusätzlichen Fragmente zur Schrift geht Sch. ein.

Als essentiell wichtiges Kapitel ist dem Kommentar eine Abhandlung über die Quellenoptionen, die Cicero gewählt haben mag, vorgeschaltet: Sch. beschreibt die wichtigsten Parallelen zwischen Cicero und der jeweils in Frage kommenden Philosophenschule, geht auf

synkretistische Tendenzen ein – zu nennen ist hier vor allem die wahrscheinliche Hauptquelle Antiochos von Askalon – und benennt die wichtigsten Auslegungen seiner Orientierung in den vergangenen Jahrhunderten der Forschung. Durch eine gründliche Hinzuziehung auch Ciceros weiterer philosophischer Schriften argumentiert Sch. sehr schlüssig und weiß so in ‚guter, alter‘ Philologenmanier seine Tendenzen zu untermauern. Schon hier demonstriert der Autor seine Fähigkeit, die beiden Säulen Philosophie und Philologie – beides übrigens seine Studienfächer – gleichermaßen und optimal zu nutzen, und so vermag er es, mit so manchem älteren Urteil aufzuräumen (vgl. z. B. 60: „Der Annahme, Cicero akzeptiere die Mantik, widersprechen schon allein die Paragraphen § 32/33 ...“).

Nach wie vor ist die Schrift *De fato* nicht nur als literarisches Werk und damit als eigenständige denkerische und schriftstellerische Leistung Ciceros interessant und wertvoll, sondern auch als Zeugnis und Quelle der hellenistischen Philosophenschulen. Die Eigenschaft der Schrift als Quelle darf jedoch nicht als alleiniges, allüberlagerndes und damit die Leistung Ciceros reduzierendes Merkmal gesehen werden, eine Tendenz, die im 19. Jahrhundert ihren radikalen Höhepunkt fand. Bei der Frage, wie nahe Cicero am (griechischen) Original, inwiefern er z. B. aus dem Gedächtnis und wie er überhaupt gearbeitet haben mag, verweist Sch. auf mehrere Stellen in *De fato*, die einer reinen Kopistenaktion endgültig widersprechen und eine eigene Prägung durch Cicero annehmen lassen.

Sch. verweist auf die Gefahr einer vorschnellen Zuordnung zu einer bestimmten Philosophenschule, welche oft in Überbewertung einzelner oder in der (absichtlichen oder versehentlichen) Missachtung anderer Aussagen des Autors begründet ist. Sch. selbst legt sich auf Karneades als eine wahrscheinliche Autorität fest, da dieser den Argumentationsfaden von *De fato* vorgeprägt habe: Die Festigung eines schwachen Wahrheitsbegriffs, d. h. der dem stoischen Fatalismus entgegengesetzten Idee eines linearen Zeitbegriffs. Die Komposition bzw. Gliederung des Werks schließlich sieht der Autor (bei aller naturgemäßen Überschneidung) in ihren Grundzügen nach dem dreigliedrigen Prinzip von Physik (§ 5–11 + zweite Lacuna), Logik (§ 11–38) und Ethik (§ 39–45) angeordnet.

Der eigentliche Kommentar erläutert den Text zwar fortlaufend, greift aber in seiner äußeren Gestalt die einzelnen Textpassagen nicht explizit auf. Der Kommentar leistet eine inhaltliche Erhellung unter genauer Analyse und Bezugnahme auf die (möglichen) Ursprünge sowie vor allem Ciceros weitere philosophische Schriften. Dies ist zweifelsohne die größte Leistung des Kommentars, das tiefe ‚Eintauchen‘ in die Quellen, v. a. die SVF, ein wohl temperiertes Ausholen in der schwierigen Thematik. Sch. erklärt ausführlich und intensiv und verweist bei jeder Aussage auf den philosophischen Background. Ciceros bisweilen etwas schwerfällige Argumentation, die auch ohne die Lücken schon Schwierigkeiten bereitete, wird so in ein Aussagenetz gestellt, wirkliche oder scheinbare Widersprüche als solche ausgewiesen. Auf besondere textkritische, semantische oder syntaktische Probleme wird stets – in angemessener Länge – mit all ihren (Wechsel-)Wirkungen zum philosophischen Inhalt eingegangen (z. B. die Diskussion, ob Ciceros gewählter Begriff *continens* ein latinisiertes *συνεκτικόν* sei, 265ff.).

Die inhaltlichen Hauptfragen lauten: (1.) Wenn Aussagen definitiv wahr oder falsch sind (Stichwort: Bivalenzprinzip), hat dies dann auch einen verbindlichen Einfluss auf das Eintreten von Ereignissen in der Zukunft? (2.) Welches Kräfteverhältnis besteht zwischen *fatum* und (Willens-)Freiheit, und welche v. a. moralische Verantwortlichkeit bleibt dem Menschen? Mit Hilfe einer Klassifizierung in Deterministen („Alles geschieht von jeher mit Notwendigkeit; der Mensch ist aber ein kausal wirkender Teil des Weltgeschehens: Die Zukunft könnte anders ablaufen, wenn die Vergangenheit anders verlaufen wäre.“), Fatalisten („Der Mensch bleibt ohne jede kausale Einflussmöglichkeit auf das Weltgeschehen. Er bleibt ein passiver Zuschauer.“), Indeterministen („Kontrafaktische Möglichkeiten existieren – kein Ereignis ist

in seinem Eintreten oder Ausbleiben von jeher determiniert.“) und Libertarier („Der Mensch hat überall und immer jede Wahl.“) geht Sch. den Aussagen Ciceros (und damit auch seiner Vorbilder) auf den Grund. Er begleitet den Leser – immer vor dem Hintergrund der Interdependenz von Physik, Logik, Ethik – bei Ciceros Versuch, der Willensfreiheit ihren – in seinen Augen – notwendigen Platz einzuräumen, was den Menschen vom Los der Degradierung zum einflusslosen Spielball befreit. Immer wieder, vor allem dann, wenn die Schrift bzw. ihr Inhalt unübersichtlich zu werden droht, hilft Sch. dem Leser mit Tabellen, Diagrammen oder Formeln, die das Behandelte zusammenfassen bzw. verständlich machen.

Das Werk ist für eine intensivere Beschäftigung mit der Thematik hervorragend geeignet. Der Kommentar ist angenehm lesbar und verständlich, Verständnisschwierigkeiten liegen, wenn überhaupt, in der Thematik selbst, nicht in der Darstellung begründet. Er ist nicht nur das neue Standardwerk zum Textverständnis von *De fato*, sondern auch für die Beschäftigung mit den anderen philosophischen Schriften Ciceros und den Quellen eine Bereicherung sowie als Nachschlagewerk der philosophischen Themen geeignet; ein *Index Locorum*, *Fragmentorum*, *Nominum* sowie *Rerum* dienen dabei all diesen Zwecken. – (Verwiesen sei noch auf die Tatsache, dass das Werk auch als eBook auf der Seite des Verlags (de Gruyter) erhältlich ist.

Thomas Lemmens

Anna A. Novokhatko, *The Invectives of Sallust and Cicero. Critical Edition with Introduction, Translation, and Commentary*. Berlin - New York: De Gruyter 2009. XII, 221 S. (Sozomena. Studies in the Recovery of Ancient Texts. 6.) ISBN 978-3-11-021325-6

Nach der letzten textkritischen Ausgabe der beiden Sallust-Cicero-Invektiven, die wir L. D. Reynolds – enthalten in dessen Gesamtausgabe der sallustischen Werke – verdanken, steht der Klassischen Philologie nunmehr mit N.s überarbeiteter Diss. ein neues Hilfsmittel zur Verfügung. Wie der Untertitel vielleicht andeuten mag, liegt das Hauptaugenmerk der Schrift auf der textkritischen Neuedition eben jener Invektiven, über deren Echtheit seit Jahrhunderten gestritten wird.

N. gliedert die Arbeit in vier Teile: Kapitel 1 klärt den Leser über die rhetorischen Fundamente der Invektiven auf – Begriffe wie *declamatio*, *suasoria*, und *controversia* sind hier zu nennen – und beschreibt weitere Eigenheiten jenes Literaturtyps. Betont wird hierbei die Wichtigkeit (und Häufigkeit) der *imitatio* im literarischen Handwerk, wobei hier schon angedeutet wird, welche Konsequenzen dieser Aspekt auf die Beantwortung der Frage der Authentizität gehabt hat (und immer noch hat). Die beiden folgenden Teile erläutern die historische Entwicklung zum einen der mittelalterlichen Handschriften, zum anderen der Texteditionen in Renaissance und Neuzeit: Kapitel 2 bespricht sehr präzise und detailliert die Hyparchetypen und deren Fehlergenese, wobei eine Differenzierung in Auslassungen, Vertauschungen, Interpolationen, schwere Wortfehler („mistakes“) und Konjekturen stattfindet. Außerdem werden die wichtigsten Manuskriptbesonderheiten und – interessant für die modernen Editionen, um die es schließlich den meisten, die sich mit den Invektiven und deren textkritischen Problemen beschäftigen, in praxi geht – deren Verwendung und Bearbeitung durch die Philologie der Neuzeit aufgeführt. Im dritten Kapitel geht N. sehr genau auf die Frage der Autorschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung ein: Ausgehend von Quintilian, der die Invektive gegen Cicero (also die erste der beiden) als Sallust zugehörig zitiert, wird ein Sprung bis in die frühe Neuzeit gemacht und die Sichtweise der Urheberschaft in den einzelnen Jahrhunderten dargelegt, wodurch ein guter Überblick geboten wird: Vor allem das späte 19. und 20. Jh. (123–129) sind von besonderem, weil dem Leser zeitnahe Interesse.

Zu erwähnen sind die Edition sowie der Hermes-Artikel H. Jordans aus dem Jahre 1876, wodurch die Debatte neu entfacht wurde und an die die Wissenschaft im späten 19. (R. Reitzenstein, Ed. Schwartz) sowie wiederum daran anschließend im 20. Jh. (K. Vretska, M. Gelzer, R. Syme, K. Büchner etc.) in einem stetigen Wechsel von Pro und Contra (teils auch in der Beurteilung durch dieselben Philologen) anknüpfte. Obwohl die Verf. auf die Gefahr eines zu sehr von modernen Vorstellungen geprägten und damit eventuell das Urteil über den Urheber verfälschenden Sallust- bzw. Cicerobildes verweist, schließt sie sich in einem prägnanten Fazit denjenigen an, die aufgrund sprachlicher und historischer Argumente von einer sallustischen bzw. ciceronianischen Zuordnung abraten: „[...] arguments *contra* seem to be the more convincing. It remains unlikely that the authors of the two invectives were actually Sallust and Cicero.“ Des Weiteren wird en detail die Entwicklung des Textes, d. h. zunächst der Incunabula (also der frühesten gedruckten Texteditionen vor 1500), sodann die wichtigsten Änderungen im Verlauf der Jahrhunderte (16.–19.) besprochen, um schließlich die drei wesentlichen Ausgaben der letzten 150 Jahre zu erläutern; deren Editoren waren namentlich H. Jordan (1876), A. Kurfess (1914) sowie (v. a.) L. D. Reynolds (1983 bzw. 1991), zu dessen Archiven N. Zugang hatte und dessen Edition die primäre Basis für N.s Neuausgabe bildet.

Im vierten Teil präsentiert N. schließlich – sozusagen als neuestes Produkt – ihren eigenen Beitrag zur texteditorischen Entwicklung der Sallust-Cicero-Invektiven-Forschung: Die Textkomposition der Verf. schließt die drei vorangegangenen Kapitel mit einem sehr ausführlichen textkritischen Apparat sowie einer hilfreichen englischen Übersetzung (die letzte zweisprachige Ausgabe erschien 2002 unter der Ägide D. R. Shackleton Baileys bei Loeb) ab. Es ist überdies erfreulich, dass neben einem Index rerum sowie einem Index nominum ein eigener Index für den Apparat erstellt wurde.

Fazit: N. gelingt ein wertvoller und kenntnisreicher Beitrag zur Sallust-Cicero-Invektiven-Forschung. Fundiert und faktenorientiert erweist sich die Schrift als sehr gute Textedition sowie als Dokument philologischer Arbeit.

Thomas Lemmens

* * *

Lykurg, Rede gegen Leokrates. Herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von Johannes Engels. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2008. 208 S. (Texte zur Forschung, 93.) ISBN 978-3-534-20083-2

Die Rede des Lykurg gegen Leokrates, berühmt wegen der Dichterzitate, die Lykurg einsetzt, um seine ausschließlich auf Athen bezogene Haltung zu untermauern und auch von anderen Bürgern zu verlangen, wurde zuletzt 1970 ediert (N. C. Conomis, in der Bibliotheca Teubneriana), deutsche Übersetzungen stammen aus den Jahren 1869 (H. Bender) und 1882 (O. Güthling). Und doch wurde die Rede noch vor mehreren Jahrzehnten im Schulunterricht gelesen (wohl als Beispiel kompromissloser Vaterlandsergebenheit) oder diente als Grundlage von Kursen in griechischer Grammatik (wegen des schlichten, aber rhetorisch raffinierten Stils). Diese Rede und den Staatsmann Lykurg erneut vorzustellen ist von jeder der eben genannten Sichtweisen her erwünscht: die Rede ist das einzige umfangreichere literarische Dokument der Lykurgischen Zeit, und es spiegelt sich in ihr ein Mann, der gegen den Zug der Zeit, gegen die allmählich unabwendbare Oberhoheit Makedoniens nicht direkt ankämpfte wie Demosthenes, im näheren Umfeld als Gegenkraft aber die Ergebnisse an die Stadt vorlebte, und der es vor allem verstand, sehr geschickt die Finanzen Athens auf einen nie gekannten Höchststand zu bringen: auf dieser Basis ließ er die Flotte auf bis zu 400 Schiffe ausbauen

(darunter Tetreren und Penteren!). All dies, das vordergründige Kleindenken vor dem Hintergrund einer ausgezeichneten Politik, arbeitet E. in der Einleitung und im Kommentar der Rede sehr gut heraus. Die umfassenden Informationen erlauben es auch, das Ganze als Darstellung der praktischen Politik und des Gerichtswesens Athens im 4. Jh. zu lesen, als Überblick über den Alltag und den Bildungs- und Wissensstand der Athener (Abschnitte zu den Gerichtshöfen, den Gerichtsverfahren, besonders zur Eisangelie, zum Ephebeneid und dessen Bedeutung für den einzelnen Bürger, zu den Leiturgien, und viele andere Informationen). E. stützt sich auf Ergebnisse und Erkenntnisse seiner eigenen Arbeiten zur antiken Rhetorik und zu den Texten als historischen Quellen: Hypereides und Athen in der Zeit des Lykurg und der makedonischen Reichswerdung (1989, Diss. Köln 1987), einzelne Studien zu Hypereides und anderen Rednern, und auch Ausgaben der Gefallenenreden des Demosthenes und des Hypereides sind in Vorbereitung. (Übrigens hat E. den Zeitraum der makedonischen Politik und ihren Einfluss auf Athen auch in einer einführenden, in der Art eines Lehrbuchs sehr gut aufgebauten Darstellung der Zeit von Philipp II. und Alexander d. Gr. [2006] behandelt, mit einem Schwerpunkt auf den Quellen und deren Auswertung.)

Das Buch bietet umfassende Informationen und ist sehr zu empfehlen. Störend wirkt nur das Layout und das ungewöhnlich hässliche Schriftbild des griechischen Texts.

Herbert Bannert

Xenophon Ephesius, *De Anthia et Habrocome Ephesiacorum libri V*, edidit James N. O'Sullivan. Monachii et Lipsiae: in aedibus K. G. Saur MMV. XXXIV, 128 S. (Bibliotheca Teubneriana.) ISBN 978-3-598-71281-4

Den gründlichen und vielbeachteten Vorarbeiten zur Interpretation und Beurteilung des Romans (J. N. O'Sullivan, *Xenophon of Ephesus. His Compositional Technique and the Birth of the Novel*, Berlin 1995 [Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte. 44.]) lässt O'S. eine ebenso gründliche und wegweisende Ausgabe folgen, die auch die Teubneriana von Antonios D. Papanikolaou aus dem Jahre 1973 ersetzt. Der Text des Xenophon zeigt zwei Besonderheiten: er ist in einer einzigen Hs. überliefert (Florentinus Laurentianus Conv. Soppr. 627, 13. Jh.), und dennoch ändern die meisten Editoren, auch Papanikolaou, der den Codex kollationiert hat, oftmals den Text, ohne die handschriftliche Grundlage zu berücksichtigen („quod ei, qui codicem revera legit, dilucide monstrat sub oculis habuisse aliud esse, aliud diligentius legisse.“ IX). So bietet die vorliegende Edition zum ersten Mal einen sorgfältig erstellten Text, ergänzt durch die gründliche Aufarbeitung aller Verbesserungen und Konjekturen mit deren Zuweisung an die ältesten Kritiker (dies ist, zumindestens seit M. L. West und seinen Aischylos- und Homer-Ausgaben, Standard in der BT). Als Arbeitshilfe beigegeben ist ein vollständiger Wortindex (ein solcher auch schon bei Papanikolaou); die (in elegantem Latein) verfasste Praefatio geht vor allem auf die Hs. und die Editionsprobleme ein, eine Interpretation hat O'S. in seinem schon erwähnten Buch vorgelegt: O'S. glaubt, dass die fünf Bücher den vollständigen Text des Romans und nicht eine Epitome darstellen, und er setzt den Autor in das 1. Jh. n. Chr., Chariton und Aristainetos sind von ihm beeinflusst. – Zur Beurteilung der Fortschritte in der Texterstellung anhand einzelner Stellen vgl. die Rez. von Koen de Temmermann, *Mnemosyne* 61 (2008), 668–671.

Herbert Bannert

Judith Hindermann, *Der elegische Esel: Apuleius' Metamorphosen und Ovids Ars Amatoria*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2009. 229 S. (Studien zur klassischen Philologie. 162.) ISBN 978-3-631-59230-4

Die Erforschung von intertextuellen Phänomenen ist in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten Themen in der Apuleius-Forschung geworden. Detaillierte Untersuchungen zu Apuleius' Umgang mit der griechischen Romantradition, mit dem römischen Epos und mit verschiedenen Gattungen des antiken Dramas liegen bereits vor (z. B.: G. Sandy, Apuleius' 'Metamorphoses' and the Ancient Novel, ANRW II.34.2, 1994, 1511–1574; E. D. Finkelppearl, *Metamorphosis of Language in Apuleius: A Study of the Novel*, Ann Arbor 1998; R. May, *Apuleius and Drama: The Ass on Stage*, Oxford 2006). Obwohl en passant immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass die Schilderung des Verhältnisses zwischen Lucius und Photis bestimmte elegische Züge aufweist, blieb eine umfassende Studie zur Rolle der römischen Elegie in Apuleius' Roman lange ein Desiderat. Mit ihrem auf einer Baseler Dissertation basierenden Buch, in dem sie den Einfluss von Ovids *Ars Amatoria* auf Apuleius untersucht, schließt H. diese Lücke und leistet dadurch einen überzeugenden Beitrag zur Intertextualitätsforschung.

Nach einem klaren Überblick der bisherigen Forschung zu Apuleius, Ovid und zur Intertextualität in der lateinischen Literatur formuliert H. in der Einleitung (Abschnitt I) das Ziel ihrer Abhandlung wie folgt: „In dieser Arbeit soll gezeigt werden, dass ... die in der *Ars Amatoria* gestalteten Konventionen und Rollenbilder das Verhalten der Liebenden [bei Apuleius] prägen.“ (32). Es gelingt H. in jeder Hinsicht, diesem Ziel gerecht zu werden.

Im zweiten Abschnitt ihres Buches („Apuleius und seine griechische Vorlage“) zeigt die Verf., dass die Transformation, der Apuleius die Schilderung der Liebesbeziehung in der griechischen Vorlage unterzieht, voll und ganz dem allgemeinen elegischen Ethos seiner Erzählung entspricht: Während Loukios' Geliebte im Onos Palaistra heißt und während die der Ringkampfmetaphorik stark verpflichtete Darstellung des Liebesaktes zwischen den beiden diesem Namen in höchstem Maße entspricht, wird die Beziehung zwischen Apuleius' Lucius und Photis in der typisch elegischen Begrifflichkeit von *militia amoris* und *servitium amoris* konzipiert. Man könnte eigentlich diesen Kontrast noch pointierter auffassen, was H.'s These noch weiter unterstützen würde. Es ist nämlich darauf hingewiesen worden, dass die Ringkampftermini, die in der griechischen Epitome auf Stellungen beim Sexualakt angewendet werden, allesamt dem zeitgenössischen pornographischen Diskurs entstammen (F. De Martino, *Per una storia del 'genere' pornografico*, in: O. Pecere - A. Stramaglia [Hg.], *La letteratura di consumo nel mondo Greco-Latino*, Cassino 1996, 293–341). Dadurch, dass Apuleius diese Metaphern konsequent durch militärische Begriffe ersetzt, übersetzt er, könnte man argumentieren, die schlichte, auf ein konkretes praktisches Ziel gerichtete Sprache der pornographischen Gebrauchsliteratur in eine deutlich erhabener, mehrschichtige und anspielungsreiche Sprache der römischen Elegie.

Den dritten Abschnitt ihrer Untersuchung widmet H. der „Rezeption der *Ars Amatoria* in Apuleius' *Metamorphosen*“. Dabei beschäftigt sie sich nicht nur mit der Beziehung zwischen Lucius und Photis, deren erkennbar elegische Beschaffenheit sie anhand zahlreicher Parallelen mit dem Text der *Ars Amatoria* aufzuzeigen vermag. Sie demonstriert ebenso überzeugend, dass eine unübersehbare Ähnlichkeit zwischen Lucius als Zauberschüler und Ovids Lehrling als Liebesschüler besteht und dass man elegische Elemente auch in anderen Abschnitten der *Metamorphosen* finden kann. So weist sie zum Beispiel darauf hin, dass die Ehebruchgeschichten im neunten Buch als verschiedenartige Manifestationen der von Ovid als für eine zivilisierte Liebesbeziehung ungeeignet gebrandmarkten Eigenschaften von *bar-*

baria und *rusticitas* betrachtet werden können: Einer der gehörnten Ehemänner heißt *Barbarus* und verhält sich dementsprechend; der namenlose Walker (*fullo*) steht ihm in diesem Punkt nicht nach; nur der Müller, der davon absieht, die von ihm in flagranti erappten Ehebrecher nach der *Lex Iulia de adulteriis coercendis* zu bestrafen, benimmt sich wie ein kultivierter Schüler Ovids.

Im vierten, aus meiner Sicht interessantesten Abschnitt ihrer Arbeit („*Isis als puella*“) leistet H. einen höchst originellen Beitrag zu einem komisch-satirischen Verständnis des apuleianischen *Isis*-Buches. Im Gegensatz zur in der Apuleius-Forschung immer noch relativ verbreiteten Meinung, zwischen *Isis* und *Photis* bestünde zwar eine Ähnlichkeit, sie sei aber nur als Kontrast zu verstehen, wodurch *Photis*, mitsamt allen anderen in den ersten zehn Büchern des Romans erscheinenden weiblichen Figuren, zu einer Art Anti-*Isis* degradiert werde, argumentiert H., dass *Isis*, ebenso wie *Photis*, als typische *puella* der römischen Elegie dargestellt wird. Von den von H. behandelten Anhaltspunkten seien hier nur folgende erwähnt: *Lucius*' Mitgliedschaft im *Isis*-Kult wird als *sacra militia* beschrieben (vgl. *militia amoris*), *Lucius*' Ergebenheit (*servitium*) an *Isis* erweist einige Parallelen mit dem elegischen *servitium amoris*, *Lucius*' wiederholte Versuche, sich in den *Isis*-Kult initiieren zu lassen, erinnern sehr stark an das elegische *paraklausithyron*, während *Isis*' grenzenlose Gier nach *Lucius*' Geld und Kleidung mit dem Verhalten einer typischen elegischen *domina* verglichen werden kann. Mithilfe solcher Parallelen gelingt es H., eine weitere, bis dato unbemerkt gebliebene Komponente des subversiv ironischen Humors aufzudecken, der die Erzählung des elften Buches nachhaltig prägt, und dadurch „eine eindimensional ernsthaft-religiöse Deutung“ (206) nochmals überzeugend in Frage zu stellen.

Als Fazit möchte ich wiederholen, dass H. mit diesem Buch einen höchst willkommenen Beitrag zur Erforschung von Apuleius' gleichermaßen gelehrtem wie fantasiereichem Umgang mit früherer Literatur geleistet hat.

Alexander Kirichenko

Claudian, Der Raub der Proserpina. Lateinisch und deutsch. Eingeleitet und kommentiert von Anne Friedrich. Übersetzt von Anne Friedrich und Katharina Frings. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009. 154 S. (Edition Antike.) ISBN 978-3-534-18141-4

Der Zufall der Überlieferung – aber ist es ein Zufall? – brachte es mit sich, dass wir das seit Claudians eigener Lebenszeit bewunderte Gedicht über den Ceres-Proserpina-Mythos, über die mythische Verbildlichung der Sesshaftwerdung, des Getreideanbaus und damit im Zusammenhang der Haltbarmachung fester Nahrungsmittel, und das vielleicht 50 bis 80 Jahre später anzusetzende große Gedicht des Nonnos von Panopolis über den Dionysos-Mythos, den Weinanbau und damit die Haltbarmachung flüssiger Nahrungsmittel erhalten haben: beider Gedichte Autoren sind griechischer Muttersprache, beide Gedichte sind unfertig geblieben, Claudian gilt als Vollender der lateinischen epischen Dichtung, Nonnos als der griechischen, dem Epos des Claudian ist ein Element des Gigantenkampfes eingeordnet und es ist ja auch das Fragment einer griechischen Gigantomachie des Claudian überliefert, und auch von Nonnos vermutet man, dass er eine Gigantomachie verfasst haben könnte. Schließlich gibt der uns bekannte Kreis der Rezipienten der Dichtungen Claudians einen Hinweis auf die Rezipienten des griechischen Dionysos-Epos: „Claudians anvisierten Adressatenkreis haben wir uns als quantitativ beschränkt, qualitativ exklusiv und recht bildungshomogen vorzustellen: Den Rezitationen seiner Werke dürften neben dem Kaiser und seinem Gönner Stilicho der engere Kreis von Hofbeamten und Teile des Senatsadels beigewohnt haben.“ (11). Damit

ist sehr gut beschrieben, wer die Rezipienten dieser und auch anderer spätantiker Dichtungen waren.

Die Verf. plädiert wieder für eine Spätdatierung des Gedichts im Werk des Claudian, also nach 401 n. Chr., und die politische Lage – der Goteneinfall und im Zusammenhang der Abwehrmaßnahmen ein Erstarken der christlich orientierten Senatskreise – könnte dann auch eine Fortführung des Gedichts um einen heidnischen Mythos nicht opportun gemacht haben: Claudian beendete seine Arbeit, das Epos blieb unvollendet.

Die Einleitung informiert ausreichend über den Mythos von Ceres und Proserpina, über Sizilien und die Lokalisation der Erzählung, über den Dichter Claudian, die Rezeption des Mythos und des Gedichts (weite Verbreitung im 5. und 6. Jh. n. Chr. aufgrund einer wahrscheinlich vierbändigen Ausgabe; der Ruhm des Dichters hat wohl auch den griechischen Osten erreicht). Die Prosaübersetzung ist gut zu lesen, die erklärenden Anmerkungen sind Lesehilfen, gelegentlich aber vielleicht etwas zu knapp gehalten. Die erfreuliche Publikation macht die Beschäftigung mit dem Gedicht interessant und ein Stück großer Dichtung zugänglich.

Herbert Bannert

Sancti Aurelii Augustini Sermones in Matthaëum I id est sermones LI–LXX secundum ordinem vulgatum insertis etiam novem sermonibus post Maurinos repertis ediderunt P.-P. Verbraken O.S.B. (†), L. De Coninck, B. Coppieters 't Wallant, R. Demeulenaere, recensuit serm. LI F. Dolbeau. Turnhout: Brepols 2008. LXXVII, 550 S. (Corpus Christianorum Series Latina. XLI Aa) ISBN 978-2-503-00413-6

Sancti Aurelii Augustini Sermones in epistolas apostolicas I id est sermones CLI–CLVI secundum ordinem vulgatum inserto etiam uno sermone post Maurinos reperto recensuit Gert Partoens, secundum praefationis caput conscripsit Josef Lössl. Turnhout: Brepols 2008. CXCVII, 195 S. (Corpus Christianorum Series Latina. XLI Ba) ISBN 978-2-503-00417-4

Nach einer Unterbrechung von mehr als 45 Jahren sind innerhalb kürzester Zeit in der Reihe ‚Corpus Christianorum Series Latina‘ zwei neue textkritische Editionen von Predigten des Augustinus erschienen. Die eine umfasst die Predigten zum Matthäusevangelium, d. h. die Sermones 51–70 (nach der Zählung der Maurineredition vom Ende des 17. Jh.) sowie neun weitere Predigten zu Matthäus-Perikopen, die erst nach den Maurinern – vorwiegend in Italien und Deutschland – entdeckt wurden; diese werden nach der von Cyrille Lambot und Pierre-Patrick Verbraken erstellten Systematik – mit einem indizierenden Buchstaben versehen – an passender Stelle eingefügt (z. B.: sermo 53A = sermo Morin 11). Die andere Edition präsentiert eine chronologisch und thematisch zusammengehörende Serie von sechs Predigten zu Römer 7,5–8, 17, d. h. die Sermones 151–156 nach der Maurinerzählung; um diesen Predigtzyklus nicht zu unterbrechen, wird die von Morin entdeckte Predigt zu Römer 7, 15–25 (= sermo 154A = sermo Morin 4) in eine Appendix gestellt.

Eine Neuedition der Texte war dringend geboten, da die Maurineredition modernen wissenschaftlichen Ansprüchen längst nicht mehr genügt. Beide Editionen sind das Ergebnis langjähriger Forschungen einer belgischen Forschergruppe, die durch den Tod von P.-P. Verbraken erheblich verzögert wurden. Der Edition voraus gingen zahlreiche Studien zur handschriftlichen Überlieferung (vor allem zu der weit verbreiteten, aber in unterschiedlichen Rezensionen vorliegenden Predigtsammlung *De verbis domini et apostoli* [= V], in der ein

großer Teil der Predigten überliefert ist) sowie Editionen einzelner Predigten (51–54, 56–58, 67, 70; 151), die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind.

Die Edition der Predigten zum Matthäusevangelium (CC 41Aa) präsentiert sich als Sammelband verschiedener Editoren. F. D o l b e a u steuerte die Edition von Sermo 51 bei; mit der Verwendung der bis 1990 unbekanntenen Mainzer Predigtsammlung, welche den Sermo enthält, erzielt er große Fortschritte gegenüber der bisher bekannten Textfassung. Die Edition der Predigten 53, 54, 55, 56, 57, 58, 69 stammen von V e r b r a k e n (davon Sermo 69 aus dem bisher unpublizierten Nachlass), Sermo 61A von L a m b o t. An allen anderen Predigten war das Trio C o p p i e t e r s ' t W a l l a n t, D e C o n i n c k und D e m e u l e n a e r e maßgeblich beteiligt, teils als Alleineditoren, teils als Nachbearbeiter bereits im 20. Jh. edierter Predigten (Sermo 52 post Verbraken; sermo 59 auct. post Poque; sermo 60 auct. und 64A post Lambot; sermo 65A post Étaix).

Dem Editionsteil ist eine umfangreiche Einführung über die Handschriftensammlungen (IX–LII), in denen die Predigten 51–100 überliefert sind, vorangestellt. Diese beruht auf aktuellen Forschungsergebnissen (allen voran der Entdeckung der zwei Sammlungen in Mainz, Stadtbibl. Ms. I 9) und geht weit über die Zusammenstellung von Lambot (CC 41, VIII–XXIV) und die kurzen Bemerkungen bei Verbraken (*Études critiques sur les sermons authentiques de Saint Augustin*, Steenbrugis 1976) hinaus. Jeder, der sich mit der handschriftlichen Überlieferung der Predigten Augustins beschäftigt, wird diese informative Synthese mit großem Gewinn lesen.

Den einzelnen Predigten geht jeweils ein Monitum mit den wichtigsten Informationen zum folgenden Text voran. Es bietet eine knappe Übersicht über die Handschriften und deren Verwandtschaft, über die indirekte Überlieferung (Nennung im Indiculum, Exzerpte und dergleichen) und die Editionen; auf ein Stemma wird verzichtet. Es folgen jeweils Hinweise auf weiterführende Literatur, Bemerkungen zur Textkonstitution (Bewertung der Textzeugen, editorische Prinzipien, usw.) sowie der ‚Circonstances‘ (meist verbunden mit einer sehr vorsichtigen Diskussion der Vorschläge zu Datierung und Lokalisierung; gelegentlich, aber nicht regelmäßig folgen auch Hinweise zu den liturgischen Lesungen). In einer eigenen Appendix (487–525) werden die handschriftlich bezugeten Varianten von ca. 20 Handschriften der Sammlung *De verbis domini* zusammengestellt.

P a r t o e n s (CC 41 Ba) widmet den ersten Abschnitt (IX–XXII) der relativen und absoluten Datierung der Sermones 151–156. Aus dem neu konstituierten Text des Exordiums von Sermo 152 geht hervor, dass diese Predigt am Tag nach Sermo 151 gehalten wurde. Die Sermones 153–156 sind – wie zahlreiche intertextuelle Referenzen beweisen – innerhalb von fünf Tagen (mit einer Unterbrechung von einem Tag zwischen Sermo 155 und 156) gehalten und nehmen auf die einige Wochen zuvor gepredigten Sermones 151 und 152 Bezug. In der Frage der absoluten Datierung entscheidet sich P a r t o e n s für die schon von La Bonnardiére vertretene Datierung auf September/Oktober 417 und stützt sich dabei u. a. auf die Anordnung der Predigten (153–156) in den Handschriften der Collection Sessorienne, die in chronologischer Abfolge Predigten enthält, die 417 in Karthago gehalten wurden.

J. L ö s s l b e t t e t in seinem Beitrag (Dating Augustine's Sermons 151–156: Internal Evidence, XXIII–LV) die Predigten in den historischen Kontext der sich verschärfenden Auseinandersetzung Augustins mit Pelagius und seinen Anhängern ein. Er vergleicht Argumentation und Gedankenführung mit anderen zeitgleichen Texten, ohne jedoch zwingende Beweise für die Richtigkeit der Datierung vorzubringen.

Im kurzen Abschnitt ‚Le traitement du texte Paulinien dans les sermons 151–156‘ (LVI–LXIV) arbeitet P a r t o e n s den Unterschied beider Predigtreihen in Hinblick auf den zugrunde liegenden Paulustext heraus. Bei der Serie 153–156 handelt es sich um eine auf *lectio continua* beruhende systematische Vers-für-Vers-Exegese, die möglicherweise als

Ergänzung und Vertiefung der unsystematischen Behandlung des Bibeltexts in Sermonen 151 und 152 beabsichtigt war.

In den drei folgenden Kapiteln (4–6) präsentiert und analysiert Partoens die zur Verfügung stehenden Textzeugen, und zwar zunächst die Handschriftensammlungen und deren wichtigste Repräsentanten (Kap. IV: p. LXV–LXXXVI), die Sammlung *De verbis apostoli* (Kap. V: p. LXXXVII–CLII) und die indirekten Textzeugen, v. a. Caesarius, Beda, Florus, Helisachar (Kap. VI: p. CLIII–CLXIX). Hier sind allerdings die Proportionen ungleich verteilt: Der umfangreichen und sehr detaillierten Darstellung der Handschriften der Sammlung *V* steht eine knappe, aber sehr informative Präsentation der anderen Textzeugen gegenüber. Die Überlieferung der Predigten zerfällt in drei alte Hauptgruppen: Sermo 151 in Einzelüberlieferung (in mehreren Sammlungen), eine Serie von Sermonen 151–154 (in der Sammlung *Orationes de concupiscentia carnis adversus spiritum*) und eine Serie von Sermonen 153–156 (in der Collection Campanienne, Sessorienne und davon abhängig in *V*). Es wäre wünschenswert, dass die Verwandtschaft der einzelnen Gruppen zueinander (Bindefehler, Prinzipien der Variantenwahl) mit ähnlicher Ausführlichkeit präsentiert würde wie die der Handschriften von *V* untereinander. Partoens weist selbst nach, dass den von den Maurinern nicht verwendeten Sammlungen besondere Bedeutung für die Textkonstitution zukommt; mit Hilfe der den Maurinern unbekanntes Collection Campanienne (vertreten allein durch Napoli, Bibl. Naz. Vienn. lat. 14, s. XI = *N*) gelingt es ihm, in Sermonen 155 und 156 einige kleinere Textlücken zu schließen. Syntaktisch schwierige Passagen, die meist auf die Oralität des Texts zurückzuführen sind, werden in einer knappen ‚Interprétation syntaxique‘ (163–170) erklärt.

Der einzige Kritikpunkt, der beiden Editionen zu machen ist, ist die Verwendung unterschiedlicher Siglen für dieselben Handschriften: die Siglen der Gruppe *V* weichen im textkritischen Apparat von denen in der Appendix (CC 41 Aa, 487–525) bzw. im Vorwort (CC 41 Ba, Kap. V) ab, was die Überprüfung textkritischer Probleme erheblich erschwert. Im Falle der Predigten zum Matthäusevangelium werden die Siglen der Handschriften sogar für jede einzelne Predigt neu vergeben. Ebenfalls nicht nachvollziehbar ist, dass die Handschrift Vat. lat. 5758 aus Bobbio für Sermo 63A eine andere Sigle (*r*) erhält als bei den übrigen Predigten (*B*; dem fehler- und lückenhaften Inhaltsverzeichnis der Handschrift kommt keine Beweiskraft zu; vgl. p. XXVII). Abgesehen von diesen Kleinigkeiten sind beide Editionen muster-gültig und können als Vorbilder für kommende Editionen gelten. Die neu konstituierten Texte markieren einen beachtlichen Fortschritt gegenüber der Maurineredition. Es liegt in der Natur der Sache, dass man bei einzelnen Text- und Interpunktionsproblemen anderer Meinung sein kann, die Textentscheidungen sind aber immer plausibel. Eine reiche aktuelle Bibliographie macht beide Bände zu wertvollen Informationsquellen für die spezifischen Probleme von Augustins Predigten.

Clemens Weidmann

* * *

Průběhy raně křesťanských mučedníků. Výbor z nejstarší latinské a řecké martyrologické literatury [Geschichte der frühchristlichen Märtyrer. Anthologie aus der ältesten lateinischen und griechischen martyrologischen Literatur]. Hrsg. von Petr Kitzler, übersetzt von Iva Adámková, Pavel Dudzík und Petr Kitzler. Einleitende Studie Jiří Šubrt. Praha: Vyšehrad Verlag 2009. 395 S., 16 Abb. ISBN 978-7021-989-8

Der fünfte Band der Editionsreihe Frühchristliche Literatur (Vyšehrad Verlag, Prag), in der bereits drei Bände neutestamentlicher Apokryphen und Handschriften aus Nag Hammadi erschienen sind, bringt nun 21 martyrologische Schriften, die vorwiegend im 3. und 4. Jh. entstanden sind. Es handelt sich sowohl um kurz gefasste Nachrichten als auch um Texte der berühmten *Passio Perpetuae et Felicitatis* und der *Vita Cypriani* des Pontius. Tschechische Leser bekommen durch dieses Buch zum ersten Mal *acta martyrum*, *passiones* und Biographien, Texte, die über das Phänomen des frühchristlichen Märtyrertums sprechen, zu lesen. Das Buch beinhaltet die tschechischen Übersetzungen folgender Texte: *Martyrium Ptolemaei et Lucii*; *Martyrium Polycarpi*; *Acta Iustini*; *Martyrium Carpi*; *Martyrium Lugdunensium*; *Acta Scillitanorum*; *Martyrium Apollonii*; *Passio Perpetuae et Felicitatis*; *Acta Perpetuae A*; *Martyrium Pionii*; *Acta Acacii*; *Acta Maximi*; *Acta Cypriani*; Pontius, *Vita Cypriani*; *Passio Mariani et Iacobi*; *Passio Montani et Lucii*; *Passio Fructuosi, Augurii et Eulogii*; *Acta Maximiliani*; *Passio Marcelli*; *Passio Crispinae*; *Passio Felicis episcopi*.

Jeder Text ist mit einer einleitenden Einführung, einer Liste der Editionen, mit Übersetzungen und ausgewählter Literatur samt ausführlichem Kommentar versehen. Die einleitende Studie von Jiří Šubr, *Sanguis martyrum, semen Christianorum*: Die Idee des Märtyrertums in der frühen Kirche (15–48), bereitet den tschechischen Interessierten auf ein etwas ungewöhnliches Leseerlebnis vor. Es sei bemerkt, dass außer A. Frolíková's Buch *Rané křesťanství očima pohanů* (Das frühe Christentum in den Augen der Heiden), 1992, und Studien von I. Adámková und P. Kitzler, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, auf diesem Gebiet in Tschechien fast nichts zu finden ist. Desto wichtiger ist Šubrs Einordnung in die historischen Zusammenhänge und Deutungshorizonte, in denen sich die Verfolgung der Christen widerspiegelt: von der Verlegenheit inkompetenter Beamter über eine seltsame und schwer verständliche Sekte bis zu blutigen Verfolgungen in Lyon und Vienne im Jahre 177, die dann in mehrheitlich indifferenter oder sogar sympathisierender Einstellung der Bevölkerung endet. Ausreichenden Platz hat hier auch die Erklärung der christlichen Konzeption des Märtyrertums mit seiner selbstvernichtenden Tendenz, die *imitatio Christi* zu verwirklichen, die die sonst relativ religionstoleranten Römer so heftig irritiert hat. Šubr schreibt *sine ira et studio* und weist stets darauf hin, dass die Ansichten zu dieser Problematik geteilt sind, und er korrigiert außerdem einige Urteile, die auf diesem Gebiet vorwiegend populäre Literatur vermittelt. Am stärksten ist seine Interpretation dort, wo er diese Texte als eigenständige literarische Fiktion darstellt, die, auch wenn sie manchmal auf offiziellen Dokumenten beruhen, spezifische theologische und apologetische Zwecke verfolgen und dazu das ganze Arsenal der sozusagen ‚standardisierten Vorgänge‘ benutzen. Man kann auch Šubrs Ansicht teilen, dass „das Martyrium nur die Erfahrung einer Handvoll christlicher Gläubiger war“ (47).

Der Darstellung ist nichts hinzuzufügen, nur dass hier auch die Erwähnung des grausamen Charakters der römischen Poenologie Platz finden könnte – blutige Folterungen der Christen waren auf keinen Fall nur für diese unbequeme Kommunität bestimmt, sondern ganz im Einklang mit dem römischen Recht, das Verbrecher jeder Art sowohl *ad gladios* als auch *ad bestias* verurteilte. Weder über die Gesamtzahl der gefolterten Christen noch über die tatsächliche Zahl der Christen in der Arena lässt sich Genaues feststellen. Hätten wir entsprechende Zahlen zur Verfügung, ließe sich die literarische Fiktion der Entstehung der Märtyrer noch deutlicher machen.

Das Buch ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet gearbeitet und enthält auch eine umfassende Bibliographie (351–373), nützliche Register und schöne Bildbeilagen. Außer der berühmten Prozession der Märtyrer und Cyprians Selbstporträt aus Ravenna sind vor allem Farbillustrationen der Folterung des Ignatius aus Antiochien und der Überlieferung seiner Reliquien, Folterungen des Polykarpus und Carpus, Paphylus und Agathonike (Cod. Vat. Gr.

1613) und mehrere Nachweise der Beliebtheit der Darstellung des Martyriums von Perpetua und Felicitas (Illumination aus dem oben erwähnten vatikanischen Kodex, Mosaik aus Ravenna und aus der Basilika des S. Eufrasius aus Poreč, Schwarzweiß-Bilder aus dem Antependium aus Barcelona) beigelegt. Von Interesse sind auch Fresken aus der Calixtus-Katakombe in Rom und aus der Kirche St. Fructuosus aus Bierge.

Die erste repräsentative Anthologie der ältesten lateinischen und griechischen martyrologischen Texte füllt die Lücke gut aus, die durch die fünfzigjährige Behinderung der Erforschung des europäischen Christentums entstanden ist.

Eva Stehliková

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen
verlag.oeaw.ac.at

Rezensionen:

www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen